

32. Jahrgang Preis für Halle und Umgebungen 2.50 Mark, über die Post bezogen 3 Mark für das Vierteljahr. Die deutsche Zeitung erscheint wöchentlich 4 Mal. Grátis-Beilagen: Ausgewählte Monatsblätter, Gekochter Courier, Kanalarbeiterliche Mitteilungen, Nützliche Bekanntmachungen für Kaufleute, Kunst, Botanik, d. Kanalarbeiter, 1. u. 2. Preis. Haag.

Morgen



Ausgabe.

Wichtiges Geschworen für die fängigste Preitelle oder beim Mann für Halle 15 Pfennig, 10 u. 20 Pfennig. Kellern am Schluß des wachsenden Gelds die Zeile 40 Pfennig. Anzeigen-Zuschläge bei der Expedition und allen Annoncen-Expeditoren. Preis für die 15. 150. Preis für die 15. 150.

Volks-Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nr. 345. — Jahrg. 190.

Halle a. S., Mittwoch 27. Juli 1898.

Redaktion u. Expedition: Halle a. S., Leipzigerstr. 87. Gerlicher Bureau: Berlin SW., Grenadierstr. 8.

Deutsches Reich.

Der Kaiser ließ sich am Montag von den Vertretern der Rabbinen Vortrag halten und arbeitete während des Vormittags. Nachmittags unternahm Sr. Majestät einen Spaziergang in den Lauenwäldern bei Wro.

Zu der bevorstehenden Verehrlichung des Herzogs Ernst Günther zu Sachsen-Gotha mit der Prinzessin Dorothea von Sachsen-Coburg schreibt das Wiener ultramontane „Vaterland“:

Da der Herzog weder die katholische Kindererziehung angeheben, noch von einer protestantischen Nachtrauung absehen will, so ist klar, daß eine katholische Einsegnung seiner Ehe nicht möglich ist, so sehr die auch die katholischen Verwandten der Braut wünschen. Damit aber die Ehe hier sakramental gültig ist, muß die Prinzessin hier ihr Jawort in der Gegenwart eines Paters und zweier Zeugen abgeben. Diese Handlung findet jedoch nicht in einer Kirche statt und vollzieht sich ohne einen künftigen Akt. Es wird von der Kirche zugelassen, daß das Zustandekommen einer nicht sakramentalen Ehe zu verhindern.

Die kirchliche Trauung wird sicherlich Vernehen nach Pastor Mühlengardt aus Südthüringen am 2. August, Vormittags, in der evangelischen Hofkirche zu Coburg vollziehen, während die Ziviltrauung durch den Staatsminister v. Strengne unmittelbar vorher in der Hofkirche zur Ehrenburg erfolgen wird. Der Pastor Mühlengardt hat seiner Zeit die Kaiserin konfirmirt.

Der Reichstagsführer Fürst Hohenlohe-Schillingensfeld tritt am 1. August auf seiner Villa bei Gleditz in der Provinz Sachsen ein. Von dort begibt er sich nach einigen Tagen nach Weimar (Sachsen) und dann nach Weimar. In Weimar werden der Erzbischof Philipp Ernst, die Fürsten Alexander und Ulrich, sowie Prinzessin Elisabeth, welche auch die Kronprinzessin Schöndörfen als Teilnehmer der verstorbenen Prinzessin Coburg einbringen. Es soll dies in Erinnerung an den Prinzen Peter von Sagan-Mitgenheim, dem die russischen Besatzungen getötet, und seine Schwester, die verstorbenen Gemahlin d. des Reichstagsführers, eine Vereinerung der ganzen Hohenlohe'schen Familie an den russischen Befehlungen sein.

Dem dahingehenden Führer des Bundes der Landwirthe, Herrn v. Hagen-Dölling, widmet der Vorstand des Bundes folgenden Nachruf:

Wir haben am Grabe eines edlen Führers. Tausende geben wir uns unseren Mitgefühl bekann. Wie wir der Schmerz erfüllt, so werden auch die Alle von dieser Stunde bis ins Unendliche erfüllen sein. Unser junger Bund hat in dem frühen Tode seine Entwidlung schon die schweren Verluste in den Reihen seiner führenden Kämpfer zu verzeichnen gehabt. Der jetzige ist der schwerste, der ihn je treffen kann. Wenn auch nach schwerem Leiden, so doch unerwartet ist der Tod eingetreten, und erschüttert stehen wir vor diesem Ereignis! Die Waise, die der unsterbliche Tod gerissen, wer kann sie ausfüllen? Niemand wird sich finden, der uns unseren „Vater Hagen“ ersetzen kann. Seine Berantung und sein Charakter befähigten ihn zu seiner Stellung, wie keine anderen Menschen. Führer und weisend, abhörend und aussehend, so wußte, so schaffte er. Sein Mitgefühl für den Bund, dem nicht die Unsterblichkeit seiner Arbeit bekannt werden würde. Und wie er unermüdet tätig war, so war er unermüdet, gab sein Alles hin für die Arbeit des Bundes, die Interessen der deutschen Landwirtschaft dem eigenen voranstellend. So lebt er fort, unter uns und in unserem Gedächtnis. Er genoss und genießt nicht nur die hohe Verehrung, die dem befähigten Führer einer so großen Bewegung zuteil. Er war uns ein Bekämpfer, er war uns aber auch ein Freund. Er hat sich die Liebe Aller erworben, die mit ihm wirkten und schaffen als Berufs-genossen, Mitarbeiter und Beamte. Das war der Dank seiner Verehrlichkeit. — Sein Willen aber ist unser Vermächtnis. Was er leitend getahnt und begonnen, — das Bauwerk, dessen Fundament und Säulen er mit geschaffen und geteilt, das wollen wir nicht zerfallen lassen. Enger zusammenzuschließen wollen wir im Geiste unseres Vaters daran arbeiten und bauen, damit es, seinem Willen gemäß, ein Gedenk werde in unserer Mitte zu seiner friedlichen, aber fruchtvollen Entwicklung.

Der Reichstagsführer von Hagen hat in Berlin auch dem Auswärtigen Amt einen Besuch abgestattet. Von Berlin aus hat er sich gestern nach W. zurück begeben.

Der Staatssekretär des Reichspostamts v. Bobbiert hat auf seiner Reise in Oesterreich-Ungarn, den Balkanstaaten und der Türkei mit den dortigen Post- und Telegraphenbehörden eingehend verhandelt und das günstige Ergebnis erzielt, daß verschiedene Gegenstände und Verträge abgeschlossen werden konnten. Wenn hier auch noch die Zustimmung der Volksovertretungen aussteht, so ist doch anzunehmen, daß sie später, nach Erfüllung der legislativen Bedingungen in Kraft treten werden. Es wird befürchtet, daß es sich auch um die Anlegung einer direkten Telegraphen-Verbindung zwischen Berlin und W. handelt. Nach der Mitteilung ist die Hauptfrage des Staatssekretärs der Fortentwicklung der angebotenen Reformen zugewendet. In erster Linie steht hier die Frage der Reform des Postdienstes. Bezüglich der Regelung wird an die Stelle des Besten der unabhingigen Gerechtigkeit in den Vordergrund gestellt, als Leistung gegen die Sozialdemokratie war längst vor den

Wahlen beabsichtigt. Man wollte nur den Schein einer Beeinflussung vermeiden und hat ihn daher nach den Stichwahlen veröffentlicht. Selbst diese wohlgemeinte Absicht hat zu Mißverständnissen Anlaß gegeben.

Der Abgeordnete Dr. Vieber wird auf dem gegenwärtig in Milwaukee stattfindenden deutsch-amerikanischen Nationalkongress die Sächsische Rede halten.

Der Sächsische Wissenschaftsrat nimmt in der Presse noch immer den weitesten Raum ein. Wir finden darüber in einem Berliner Blatt folgende Mitteilungen, die scheinbar das richtige Bild auf die ganze Angelegenheit werfen und zugleich darauf, wie nicht Berlin diejenige Stelle ist, von der aus die ganze Affäre hervorgerufen oder in die Öffentlichkeit gezogen worden ist. Es heißt in den genannten Auslassungen: Die Bestimmung, welche unzulässig zwischen dem Kaiser und dem Groß-Regenten von Lippe-Deinold beruht, datirt aus der Zeit, als der lippische Landtag durch ein Gesetz den ältesten Sohn des Grafen Ernst als zur Nachfolge in der Regentenschaft bestimmten erklärte. Dieses Gesetz wurde (1811) er und ganz unbedeutender Weise erlassen, trotzdem der Bundesrat am 3. Februar d. J. beschloß, sich zu veranlassen, das vor der schließlichen des Bundesrats über den Antrag Schaumburg-Lippe der Bestimmung des dem lippischen Landtage vorgehenden Erbgesetzes, betreffend Thronfolge und Regententum im Fürstentum Lippe, kein Fortgangs gegeben werde.“ Der hier genannte Antrag Schaumburg-Lippe betraf die Gefolgshaftigkeit der Kinder des Grafen Ernst, die mit Rücksicht auf die künftige Vollziehung ihrer Großmutter von Schaumburg-Lippe befristet wurden. Bekanntlich ist die Gemahlin des Grafen-Regenten, eine geborene Gräfin v. Wartenburg, die Tochter einer bürgerlichen Deutsch-Amerikaner, nämlich Pauline von Woblen. Diese Frau ist vom Bundesrat noch nicht entlassen worden. Es ist aber kein Anlaß, und zwar auf Grund des in Deutschland geltenden Vätererbes, Nachlass, nicht der lippische Landtag, da an dieser Frage ein Mitglied des deutschen Bundes oberhalb des Fürstentums Lippe, eben der Fürst Adolf von Schaumburg-Lippe, in Abhängigkeit seiner und seiner Familie Rechte vertritt befähigt ist. Zum Grunde dieser Rechte hat Schaumburg-Lippe den Bundesrat angereizt, und es ist begreiflich, daß der Versuch der lippischen Landesregierung, der Beschlußfassung des Bundesrats entgegenzutreten, beim Kaiser als dem obersten Hüter der deutschen Reichsverfassung eine Verhinderung erzeugen mußte. Das dieser Versuch sich auf die gefällige Festlegung des künftigen Regenten beschränkte, die Frage der Thronfolge dagegen noch offen gelassen wurde, mit in der Sache selbst nicht relevant, so notwendig ist die Abgrenzung im enger Zusammenhang mit der Erbfolgefähigkeit nicht. Auch die gräflich-Weisensche Linie hat gegen die Successionsfähigkeit der Kinder des Grafen Ernst protestirt. — Andererseits ist auch der Hof von Sachsen-Meinungen an dem Ausgange dieser Thronerbtfrage lebhaft interessiert, denn der Herzog Georg von Sachsen-Meinungen ist der Schwager des Grafen-Regenten, der zweite Sohn des ältesten Todter des Grafen-Regenten von Lippe. Bekanntlich hat der Erzbischof Bernhard von Sachsen-Meinungen aus seiner Ehe mit der Schwester des Kaisers eine männliche Nachkommenchaft, der zweite Sohn des Herzogs Georg, Prinz Ernst von Sachsen-Meinungen, ist mit der Tochter des Schaffhausen'schen (Freitag von Saalfeld) vermählt, und deren Kinder sind natürlich zur Thronfolge nicht befähigt. Es bleibt nur die Nachkommenchaft des jüngsten Sohnes des Prinzen Friedrich von Sachsen-Meinungen, und der Gräfin Adelheid die Prinzessin Olga und Ernst) zur vereinigten Thronfolge übrig. Nun hat zwar der Meininger Landtag schon vor dem Schiedsgerichtspräsidenten Thronfolgefrage einem Gesetz vom 9. März 1896 seine Zustimmung gegeben, in dessen Artikel 1 ausdrücklich die Söhne des Prinzen Friedrich als zur Thronfolge befähigt anerkannt werden. Wenn aber die Absicht besteht, wie es nach dem Verhalten der Schaumburg-Lippe Linie und nach dem kaiserlichen Telegramm den Anschein gewinnt, die Oberbittigkeit der Kinder des Grafen-Regenten in Frage zu stellen, so wäre dadurch natürlich auch der Meininger Hof in Mitleidenschaft gezogen. — Was den Protest der lippischen Landesregierung an den Regenten von Lippe betrifft, so kommt der gefestigten gegenseitigen Zeit, wie die „S. M. N.“ berichten, mit dem Original dem Wortlaut über. Ebenso beruht der ebenfalls mitgeteilte Inhalt des vom Grafen-Regenten an den Kaiser gerichteten Protestes auf dem Inhalt des lippischen Protestes, der die fowachen Fürsten des Deutschen Reiches auf authentischem Material. Danach dürfte eine anderweitige Meldung, wonach der Kaiser deposited haben soll, daß dem Regenten alle militärischen Güter zu erweilen seien, die Familie des Grafen jedoch keine der Kaiser nicht, und im letzten Erbteil er sich künstlich heranziehe, sich nicht befähigen. Derselben Meldung zufolge soll der Graf-Regent das kaiserliche Telegramm verschiedenen höheren Hofbeamten vorgelesen (1) und ausdrücklich die Genehmigung erteilt (1) haben, den Inhalt nach Verleihen zu veröffentlichen.

Man sieht hieraus klar und deutlich, wie unangehörig fene Blätter irrtümlich, die sich, ohne Obgleichkeit und in Ueberehrung ihrer Rechte und Pflichten gegenüber der Allerhöchsten Stelle, nicht geübt haben, an dem Telegramm Sr. Majestät Kritik zu üben und sich von vornherein auf die Seite des Grafen-Regenten von Lippe zu stellen. Es ist ja aber leider bei einer gewissen Presse in unserem deutschen Vaterlande zur Gewohnheit geworden, jeden mässigen und unmöglichen Grund

herorzufischen und, wenn er gefunden, mit Wellauf auszusprechen, um gegen die Entschiedenheiten unseres Kaisers zu Felde zu ziehen. Etwas Niedrigeres und Ungehörigeres, um nicht fallimere Ausdrücke zu gebrauchen, kann für die deutsche Presse nicht gedacht werden. Es ist bezeichnend, daß diese Presse dafür gefordert hat, daß überall der lippische Konflikt so unrichtig breit getreten worden ist; denn berichte geht, das wiederholen wir immer wieder, die Öffentlichkeit gar nicht an. Er ist bloß zu Tage gesert, um an der Autorität zu rütteln und Zweifel zu säen. Man besorgt dadurch nichts Anderes, als die Geschäfte der Sozialdemokratie. Um so mehr erwacht den nationalen Vätern immer und immer wieder die heilige Verpflichtung, diesem gefühmseligen Benehmen, in welchem sich vornehmlich die Zeitungen demokratischer Tendenz hervorzuheben, sich energisch entgegenzusetzen und daselbe zu entkräften.

* Björnson fällt mit einer kometischen Witzfigur weiter. Dabei kommt es diesem Biermann gar nicht darauf an, in leichtfertiger Weise mit der Wahrheit umzugehen. Das ergibt aus seinem nachfolgenden Briefe an die „Frankf. Ztg.“:

München, 23. Juli. Ich sehe, daß anti-eintliche Zeitungen es dem Reichstagsführer Hohenlohe überlegen zu haben, daß er in der Sache Dreyfus die unverschämtesten Lügen von Nazareth zum Vergleich herangezogen hat.

Es kam ja sein, daß mein Gewährsmann aber ich (!) den Wortlaut nicht richtig wiedergegeben. Aber ich will diese Gelegenheit ergreifen, um festzuhalten, wie richtig es ist, die Schuld an ihm, und wenn wieder daran zu erinnern, daß unser Religionsführer nicht ein Jude war.

Wenn der Jude Dreyfus die Sünde Nazareth fragen muß, so folgt er insofern einem großen Beispiel, als er es mit der eoblen Würde that, die möglich ist. Seine Briefe begreifen das. Man vergleiche damit das Betrogen seiner christlichen Verfolger, wie das der Judenheger überaupt.

Hochachtungsvoll Björnson

Sobald Herr Björnson sich um Politik kümmert, besteht er regelmäßig, er tut aber, wenn er ausländische Dinge erörtert. Im Uebrigen ist Herr Björnson ein ausgeprägter Feind Deutschlands. Um so weniger hätte er Veranlassung, sich zum Verbreiter angeblicher Neuungen des deutschen Reichstagsführers zu machen und die deutsche Presse für sich in Anspruch zu nehmen. Daß unsere deutschen amtlichen Kreise Dreyfus für unschuldig halten, ist vom Staatssekretär des Auswärtigen in aller Form erklärt worden; der Herr Reichstagsführer hat in dieser Beziehung als gewissermaßen Französischer überhaupt eine andere Ansicht. Aber man braucht nicht Französisch zu sein, um die ihm von Björnson in den Mund gelegte Auslegung vom Juden von Nazareth geschmacklos zu finden. Darin werden alle feinsinnigen Leute, mögen es Christen oder Juden sein, sicherlich mit uns übereinstimmen. Köstlich aber ist es, daß der berühmte Norweger jetzt auf einmal zugiebt, er könne sich in dem Wortlaut der Neuungen des Reichstagsführers, die er mit so lauter Großlauterkeit veröffentlicht hat, geirrt haben!

Der Finalabschluß der Reichshauptkasse für das Etatsjahr 1897/98 hat, wie wir ergeben, daß eine Ueberschreitung des Etatsanschlages der Ausgaben um nahezu eine halbe Million bei dem Reichsfinanzhof für die Invaliditäts- und Altersversicherung vorgekommen ist. Es ist das nun schon das dritte Jahr, in welchem die gleiche Erscheinung zu beobachten gewesen ist. Während in den ersten Jahren nach dem Inkrafttreten des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes die tatsächlichen Ausgaben für den angegebenen Zweck stets hinter dem Etatsanschlag zurückgeblieben und demnach bei dem Finalabschluß gerade betreffs des Reichsfinanzhofes Minderausgaben zu verzeichnen waren, hat sich seit 1895/96 die entgegengesetzte Erscheinung bemerkbar gemacht. Demals machte die Differenz zwischen Invaliditäts- und Etatsanschlag nahezu 1 Million, 1896/97 über eine Million aus. Allerdings hatte man am 1. April 1895/96 den Etatsanschlag nur um 1,35 Millionen geteigert, von 1895/96 auf 1896/97 aber schon um 2,5 Millionen, also um nahezu das Doppelte. Daß der Etatsanschlag für 1897/98 nun doch hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben ist, muß, so wird offizios geschrieben, um so mehr auffallen, als die Steigerung des Reichsfinanzhofes von 1896/97 auf 1897/98 nicht weniger als 3,3 Millionen betrug. Es ergibt, daß namentlich die Invaliden-Pflichten zahlreicher Zufüsse nötig gemacht haben, als angenommen wurde. Der Anschlag des Reichsfinanzhofes für 1898/99 ist nur um 2,3 Millionen erhöht worden. Hoffentlich genügt, so schließt die offizielle Mitteilung, die Steigerung für die künftigen neu entstehenden Renten. Jedenfalls giebt die Entwidelung, welche der Reichsfinanzhof zwischen Invaliditäts- und Altersrenten de facto genommen hat, die Lehre, den Vorschlag für die nächsten Jahre unter möglicher Berücksichtigung aller bei der Steigerung der Rentenabzahl in Betracht kommenden Eventualitäten zu bemessen.



(Nachdruck verboten.)

Der räthſelhafte Herr.

12) Romiſcher Roman von Heinrich See.

Die Popularität der Regierung ſelbſt ſtand auf dem Spiel und noch mehr als die jeweiligen Gemeindevorſteher hätte eine ſolche Ablehnung von Seiten des Regierungsraths die Gattinnen derſelben gedrückt. Die Frauen auf den Dörfern hatten aber einen nicht zu unterſchätzenden Einfluß. Gewöhnlich ſtellten die Gemeindevorſteherinnen trotz der Sommerhitze dann Erbsenſuppe, Schweinepöſtelfleiſch mit Sauerkraut und zum Deſſert eine Schüffel mit Lebertnödln auf den Tiſch. Von allen auf der Erde üblichen Gerichten waren es vielleicht gerade dieſe drei, die den Geſchmacksnerven des Regierungsraths am allernachdrücklichſten widerſprachen. Ohnehin leicht zu ſättigen, wurde er angeſichts des ſo beſtellten Tiſches ſchon von dem bloßen Anblick ſatt. Ernüßt man nun, mit welcher Verſtändnißloſigkeit die ruſſiſchen Gemeindevorſteherinnen einem ſtädtiſchen Magen an ſich ſchon gegenüberſtanden, ſo wird man die Lage des Regierungsraths hinreichend würdigen. Es genügte den Gemeindevorſteherinnen nicht, wenn er nur ſeinen guten Willen ihnen zeigte. „Wir geben es dem Herrn Regierungsrath doch gern,“ ſagten ſie unaufhörlich und zwangen immer mehr in ihn hinein. Böllig erſchöpft kehrte er dann von ſolchen Ausflügen nach Liebenau zurück und es ſann nicht verſchwiegen werden, daß ſein Untergebener, Praktikant Stroß, wenn der Regierungsrath im Bureau dem Amtsrichter die gehaltenen Strapazen ſchilderte, heimlich an ſeinem Pult vor lauter Vergnügen darüber allerhand Grimaffen ſchnitt.

Es ging alſo an dieſem Mittag in der ſouveränen Cſe anders zu als ſonſt.

Man reſpektirte den Regierungsrath allerſeits aufrichtig und ſchätzte ihn hoch. Dennoch war es, wenn er abweſend war, als fehlte in einer Schulklaffe der Lehrer, und die Kinder machten, was ſie Luſt hatten. Niemand war dann gehindert, das große Wort zu führen und Praktikant Stroß, der Poſtrath und Schlauch gaben ſich ihrer Freiheit in großen Zügen hin. Auch Hannefried meldete ſich zum Wort.

Er erzählte nämlich, was ihm von Wendt am Vormittag berichtet worden war.

Fannemann-Pannemann ſaß wie gewöhnlich am entgegengeſetzten Ende des Tiſches. Er aß mit gutem Appetit und merkte nicht, daß er der Gegenſtand eines Tiſchgeſprächs war.

„Ich nehm' mir ihn heute aufs Korn,“ ſagte Schlauch.

Niemals hätte Schlauch in Gegenwart des Regierungsraths einen ſolchen Vorſatz auszusprechen gewagt.

„Wie denn? Was denn?“ fragten die Andern.

„Ich denk' mir ſchon was aus,“ erwiderte Schlauch.

Pauline reichte das Deſſert herum. Es war Fürſt Pückler. Hannefried griff zu wie nie, wobei er ſtets von Neuem wieder mit aller Kraftanſtrengung das Meſſer in die zähe Maſſe ſenkte, ſo daß Pauline, die die Schüffel hielt, obwohl ſie wie immer

lächelte, große Mühe hatte, dem Druck ſeines Armes zu widerſtehen. Meſſer und Schüffel gaben einen Laut zuſammen, in hohem Bogen ſlog das loſgelöſte Stück von der Schüffel davon und fiel über den Tiſch, der alten Dame, die neben ſeinem Zimmer logirte, in den Schooß. Die alte Dame that einen Schrei, Hannefried war aufs Höchſte verwirrt und die Table d'hôte ſchloß unter einer allgemeinen Heiterkeit.

Fannemann-Pannemann hatte ſich nach Tiſch wie immer auf ſein Zimmer zurückgezogen.

Niemand gewährte, wie auch Schlauch nach einer Weile auf die abgelegene Gegend des Korridors zuſteuerte, in welcher dieſes Zimmer lag.

Vor der Thür des Zimmers blieb er ſtehen.

Schlauch lauſchte.

Plötzlich fuhr er zuſammen.

Aus dem Zimmer drangen mit einem Male wieder ſonderbare Töne hervor, ſolche, wie er ſie ſchon im Walde von dem räthelhaften Menſchen neulich vernommen hatte, doch klangen ſie noch eigenthümlicher.

„Adubaumo, adubaumo,“ ſcholl es heraus, bald lauter, bald leiſer, bald ſchneller, bald langſamer.

Dann klang es wieder in allen Tonfärbungen: „Hahaha, hehehe, hihih.“

Ueber Schlauchs Rücken lief eine Gänsehaut.

Schließlich wurde es ganz toll.

„Hau! Au! Hau! Au!“ tönte die Stimme drinnen unabläſſig.

Es war nicht anders, als wenn Jemand einem Andern den Befehl erteilt, einen Dritten körperlich zu züchtigen und dieſer mit dem betreffenden Schmerzenuſe darüber quittirte.

Schlauch verſuchte, ob er nicht durch das Schließelloch ſehen konnte. Er ſtieß dabei mit ſeinem Kopfe gegen etwas Hartes. Es war die Thürklinke.

Die Thürklinke hatte ein Geräuſch verurſacht.

Die Konſequenz davon war folgende.

Mit einem Ruck wurde die Thür aufgeriſſen.

Vor Schlauch ſtand der Berliner, ſtand Fannemann.

Konſternirt richtete Schlauch ſich auf.

Auch der Berliner ſah ſehr überrascht aus. Er ſah nicht nur ſehr überrascht aus, ſondern es ging ſogar ein Ausdruck des Schreckens, der Beſtürzung über ſein Geſicht, nicht anders, als wäre er von Schlauch auf einer verbrecheriſchen That betroffen worden, die er begangen hatte. Sein Schrecken ſchien ſo groß zu ſein, daß ihm die Handlungsweiſe Schlauchs nicht einmal zu Entrüſtung Raum zu gönnen ſchien.

„Bitte um Verzeihung,“ ſtammelte Schlauch, „ich ging nur zufällig vorbei, da bin ich geſtolpert, gegen die Thürklinke.“

Schlauch machte, indem er das ſagte, keine würdige Figur.

Hätte er ſeine Kaltblütigkeit bewahrt, ſo hätte er auch daran gedacht, wie wenig glaublich ſeine Erklärung klang. Das Zimmer

ag am Ende einer Sackgasse. Es konnte an dieser Thür kein Mensch zufällig vorbeigehen.

Der Berliner sah Schlauch mit einem stummen Blicke an.

Einige Augenblicke lang schien es wieder, als wollte er seine Lippen öffnen und gegen Schlauch etwas erwidern. Aber er schwieg. Nur eine tiefe Röthe zog über sein Gesicht.

Endlich verbeugte er sich stumm, machte einen Schritt in das Zimmer zurück und drückte so Schlauch vor der Nase die Thüre wieder zu.

In der Veranda saßen die übrigen Herren bei ihrem Kaffeest. Schlauch trank nicht einmal Kaffee, sondern begab sich mit ungewohnter Schnelligkeit auf einen Spaziergang.

Eine halbe Stunde später klang von dem Zimmer des Berliners die elektrische Klingel in den Korridor.

Franz eilte schon aus eigener Initiative hinaus. Er hatte in der Veranda gestanden, Hannefried, sein Gönner, bedurfte seiner nicht mehr und hastig ergriff er die Gelegenheit, sich nützlich zu machen.

Als er in das Zimmer eintrat, standen dort die beiden Koffer des Berliners, seine Kutschachtel und Stock und Schirm zusammengepackt.

Fannemann selber hatte seinen Ueberzieher an und seinen Hut auf.

„Meine Rechnung!“ rief er Franz entgegen.

Er rief es wieder in einem so heftigen und erhobenen, dabei gewissermaßen singenden Ton, der mit seinem ganzen sonstigen stillen Wesen und der Aufforderung an sich in einem derartigen Widerspruch stand, daß Franz zusammenfuhr.

„Bitte sehr,“ entgegnete Franz und entfernte sich wieder.

Einige Minuten später begab sich der Adlerwirth mit der Rechnung in eigener Person zu seinem sich verabschiedenden Gast.

Fannemann sah melancholisch auf einem seiner beiden Koffer. Er glich einem Stück Wild, das immer weiter fortgehrt wurde, von einem Orte zum andern, und er hätte auf einen unsichtbaren Beobachter, wie er so dasaß, einen benützlich-leidenswerthen Eindruck gemacht.

„Herr Fannemann wünschen abzureisen?“ fragte Ziegen-speck.

Der Entschluß Fannemanns war sehr plötzlich gekommen, aber als ein Hotelwirth von guten Manieren unterließ es Ziegen-speck grundsätzlich, seine Gäste zum Bleiben zu nöthigen.

„Ja,“ erwiderte Fannemann einsilbig.

„Es geht jetzt kein Zug, Herr Fannemann,“ warf Ziegen-speck ein.

„Soll angespannt werden?“ fuhr er weiter fort, als Fannemann keine Antwort darauf gab.

„Bitte,“ rang es sich von den Lippen Fannemanns.

Eine Viertelstunde später rollte aus dem Hausthor des „Abiers“ eine elegante Halbchaise fort und auf den Bahnhof zu. Fannemann mit seinen Koffern saß darin. Der Abschied zwischen ihm und dem „Adler“ war schnell von Statten gegangen.

Ziegen-speck und Frau hatte er vor dem Einsteigen eine stumme Verbeugung gemacht und Franz, Pauline und dem Hausknecht, die im Hausflur versammelt standen, hatte er jedem ein Fünfsmarkstück in die Hand gedrückt. Die Herren vom Stammtisch, die sich nach beendetem Skat durch den Garten in den Wald begeben hatten, ahnten von dem Geschehenen noch nichts. — Ohne sich noch einmal umzusehen, fuhr Fannemann davon.

Es war Mittagsstille, Straßen und Gärten waren von Kurpäten leer, in den offenen Thüren der Kolonialgeschäfte standen

lebensmunter aussehende Kommiss und nickten den vorbeigehenden Dienstmädchen mit allerhand Späßen vertraulich zu und langsam torfelte der grün angestrichene Sprengwagen mit seinem auf dem Bock schlummernden Kutscher das holprige Pflaster dahin.

Die Chaise, in der Fannemann saß, kam auf ihrer Fahrt an der „Sonne“ vorbei.

Jedesmal, wenn sie an einem Hotel vorbeifuhr, warf Fannemann einen prüfenden Blick auf dasselbe.

Die „Sonne“ sah in der Mittagsstille hinter ihren schattigen dichten Buchenwipfeln, während im Hintergrunde die alten Tannen des benachbarten Waldes sie überragten, sehr friedlich und idyllisch aus.

Fannemann musterte auch dieses Haus.

„Halt!“ rief er hastig, laut und mit dem singenden Tonfall dem Kutscher zu.

Betroffen sah sich der Kutscher um, aber er hielt.

Zwei Augenblicke später schoß aus dem Hause eine Menschen-schaar auf Fannemann zu — Familie Ziefeniß.

„Ein Zimmer,“ stieß Fannemann einsilbig hervor.

Uebermals einige Augenblicke später wurden Hausflur und Korridor in der „Sonne“ von einer solchen Unruhe erfüllt, daß alle Gäste aus ihrem Mittagschlaf erwachten.

Ein neuer Bewohner hielt in der „Sonne“ seinen Einzug. —

Lorchchen und ihre Mutter hatten am Nachmittage ihren gewohnten Spaziergang gemacht. Sie kehrten erst spät am Abend zurück und begaben sich, weil sie müde waren, zeitig zu Bett.

Lorchchen stand schon halb im Nachtgewande da und steckte sich gerade das Haar auf, als erregten Gesichts die Stabsärztin, die im Hause noch etwas zu besorgen gehabt hatte, in das Zimmer zurückkehrte und ausrief:

„Er ist hergezogen!“

Lorchchen verstand ihre Mutter nicht gleich.

„Was denn, Muttschen? Wer denn?“ fragte sie.

„Der Herr! Der Herr im weißen Anzug! Er hat ein Zimmer hier genommen. Eins im ersten Stock.“

Lorchchen stach sich mit der Haarnadel, die sie eben aus dem Knoten nehmen wollte, in die Kopfhaut.

„Deinethalben wird er hergezogen sein, gieß Acht!“ fuhr die Stabsärztin fort.

„Aber Muttschen!“ flehte Lorchchen, nachdem sie die Neuigkeit begriffen hatte.

Die Damen gingen zur Ruhe.

Die Stabsärztin schnarchte schon leise, als Lorchchen immer noch wach lag.

Am Fenster war der Vorhang zugezogen, kein Mond schien herein, auch die Nachtigall sang im Garten nicht, weil es dazu schon zu spät im Jahre war. Und dennoch zog in Lorchchens Herzen etwas ein, was fast poetisch war. Es war der Gedanke, daß der Fremde in dieser stillen Nacht unter demselben Dache wie sie selber schlief; dann schlummerte sie endlich ein.

Zu dieser vorgeschrittenen Stunde wurde unter allgemeiner Sensation auch an dem Stammtische im „Adler“ die große Neuigkeit bekannt. Der Berliner war nach der „Sonne“ verzogen! Warum? Nur einer blieb still und betheiligte sich nicht an den Erörterungen darüber.

Das war Schlauch.

Diese Vorgänge waren es, die dem Abend, an welchem die Reunion stattfand, vorangegangen waren.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Ein Ritt auf Leben und Tod.

Erlebnis von H. Hinz.

Es war zur Zeit des Zulukrieges in Südafrika im Jahre 1879. Ich gehörte mit mehreren anderen Deutschen einem Freiwilligenkorps an, das, im Dienste Englands stehend, gegen die Zulus focht. An einem ruhigen Sonntag-Abend lagen wir plaudernd in unseren Zelten, die in der Nähe des Weißen Umvoloz-Flusses aufgeschlagen waren, als unerwartet der Befehl „Antreten“ uns auf den Sammelplatz rief, wo der betreffende Offizier uns mittheilte, daß eine wichtige Depesche unverzüglich ins Hauptlager zu bringen sei. Auf den Ruf „Freiwillige vor“ schien Niemand rechte Lust zu verspüren die Botschaft zu überbringen, da der Ritt bei Nacht und noch dazu durch unbekanntes Terrain geschehen mußte. Ich hatte schon lange den Wunsch gehegt, einmal ins Hauptlager zu kommen und meldete mich daher, jedoch mit der Bedingung, daß ich mir einen des Weges kundigen Schwarzen mitnehmen dürfe, was mir auch sofort zugesagt wurde. Mit den Worten: „Nun, Korporal, wenn Sie den Ritt ausführen wollen, so seien Sie in 15 Minuten zum Abgehen fertig.“ wurde ich entlassen.

Ein Begleiter war bald gefunden. Es war ein auf einer Missionsstation erzogener Farbiger meiner Abtheilung, dem man sich bei seiner guten Orts- und Sprachkenntniß der verschiedenen Rassenstämme wohl anvertrauen konnte. Zu jedem Trupp Europäer gehörte eine Anzahl freundlich gesinnter Eingeborener, unter welchen sich auch Mischlinge, „Farbige“ genannt, befanden. Zur festgelegten Zeit sahen wir in den Sätteln und ritten in scharfem Trab unserm 34 englische Meilen entfernten Ziele zu.

Mittlerweile war es stockfinstern geworden; eine Nacht umgab uns, wie sie sich dunkler kaum denken läßt. Wir mußten fast gedrängt aneinander reiten, um uns nicht zu verlieren. Plötzlich zog mein Begleiter die Zügel straff an und horchte in die Nacht hinaus. Wir vernahmen ein gedämpftes Stampfen, doch zu erkennen war nichts, da manns-hohes Gras uns umgab. Wir hielten unsere Gewehre schußbereit, spähten unausgesetzt über den Hals der Pferde und ritten langsam weiter. Das Geräusch schien sich zu nähern. Plötzlich sahen wir dicht vor uns zwei Kaffern zu Pferde, die mit je einem Bündel Affagaten, wie man die Wurzelspeere zu benennen pflegt, und mit einer Büchse bewaffnet waren. Soviel im Dunkel zu erkennen war, trugen sie das Abzeichen der auf unserer Seite fechtenden Schwarzen, eine rothe Binde um den breiten Filzhut.

Auf mein Befragen über Woher und Wohin berichteten die Kaffern, sie seien von ihrem Kommandeur, dessen Namen sie nicht genau anzugeben vermochten, mit noch mehreren Gefährten beordert worden, einige Hundert Stück Vieh aus einem jenseits des zu passirenden Flusses gelegenen Kraal ins Lager zu schaffen; ihre Kameraden seien eine Strecke vorausgeritten, der Ausweisbrief sei bei diesen. Da die Aussagen nicht unwahrscheinlich waren, verfolgten wir nun unseren Weg, hielten aber der Vorsicht halber immer dicht hinter den Pferden der neuen Ankömmlinge das Gewehr schußfertig im Arm.

Es mochte etwa eine Stunde geschwunden sein, als wir einen kleinen, aber sehr reißenden Nebenfluß des Weißen Umvoloz zu passiren hatten, der sich in vielen Windungen dahinschlängelt. Dreimal mußten wir diesen Fluß durchschreiten, und da wir eine tüchtige Strecke Wegs bereits zurückgelegt hatten, zog ich es vor, uns und unseren Thieren eine kurze Rast zu gönnen. Auf einem Hügel machten wir bei einem Rameelborn-buschige Halt. Die Pferde wurden an den Knien gefesselt und suchten ihr spärliches Futter auf dem mit hohem, aber zur Zeit fast überall dürrem Tambookiegras bewachsenen Blage; wir hielten sie an der Leine, damit sie nicht unserm Gesichtskreise entschwänden.

Hier verabschiedeten sich unsere Begleiter, um, wie sie meinten, auf einem kürzeren Wege ihren Bestimmungsort zu erreichen. Feindliche Scharen waren in diesem Theile nicht zu vermuthen, wir brauchten also einen Ueberfall nicht zu fürchten. Ich konnte mich jedoch eines ängstlichen Gefühls nicht erwehren. „Traue einer diesen Kaffern.“ ist eine Redensart, die man oft im Lande hört, und nur zu bald sollten auch wir die Wahrheit dieser Worte erkennen.

Wir verzehrten einige Kafes und gedörrtes Fleisch, bei welcher Gelegenheit ich meinen Begleiter fragte, was er von der Sache halte. „Oh Sir.“ erwiderte dieser in seinem Raubermelich, einem Gemisch von Holländisch, Englisch und Deutsch, „de Kaffers sien banje Stellen, de is nich von unsere Korps,

de is Spioners.“ weiter war jedoch nichts aus ihm herauszubringen. Unter den obwaltenden Umständen mußte ich also die beiden Kerle laufen lassen.

Mein Begleiter stand auf, band die Pferde in nächster Nähe an den Busch und kauerte sich dann auf den Boden, wie die Schwarzen es zu thun pflegen. Plötzlich wurde ich von einer ungewöhnlichen und unbezwingbaren Müdigkeit übermannt und fiel in sitzender Stellung in einen leichten Halbschlummer. Ich träumte, man habe mich in einen engen Raum gesperrt, ein drückendes Gefühl bemächtigte sich meiner, und heißer Wind schien über meinen Kopf hinwegzuströmen. Es war mir, als ob das Dach des Hauses glühend heiß geworden sei und auf mich zu stürzen drohte. Die Hand meines Begleiters lag schwer auf meinem Arm, wodurch ich nach einigen Minuten erwachte. Mit einem Ruck richtete ich mich empor. Was war das? Die Luft schien mit dickem Rauch erfüllt zu sein, ich rieb mir die Augen, es war kein Traum mehr, was ich da sah, nein, es war die rauhe Wirklichkeit! Ein dichter Qualm machte sich rings um uns bemerkbar, dazu hörten wir ein Geräusch, als ob von allen Seiten ein Schnellfeuer auf uns abgegeben würde. Ein plötzlicher Windstoß vertrieb den Rauch, und nun sahen wir uns rings von Feuer umgeben, und nirgends ein Ausweg. Immer näher und näher wälzte sich die Gluth und trieb uns Funken ins Antlig. Mit wilden Blicken der Wuth und des Entsetzens starrte mein Begleiter in die feurige Umgebung und rief: „Ja Baas, id hatt et gesacht, de Kaffers is no gut, de hatt de Gras gefeuert, de will roast uns.“ Dann sprang er zu den sich wild bäumenden Pferden und schnallte die Sattelgurte fester. Ein Blick auf die Uhr belehrte mich, daß kaum 20 Minuten vergangen waren, seit unsere Begleitung uns verlassen hatte, was mich etwas beruhigte und einer besonnenen Ueberlegung Raum gab.

„Was thun?“ sprach ich mehr zu mir, als zu meinem Begleiter. „Nix nich.“ erwiderte Lekteler, indem er sich resignirt hinsockte und die Pferde am Zügel hielt. „Das hieße soviel, als hier elendiglich verbrennen.“ warf ich ein. „Siderlich Baas, da is nix nich, wat uns kann duhn, uns is keen Springbock nich, dat kann spring. Ja, un de Kaffers lach nu! Lo, wenn id em hätt!“ Drohend hob Jener sein Gewehr, doch diese Aufwallung machte einer vollständigen Niedererschlagenheit Platz; er schien sein Schicksal erwarten zu wollen.

Ich zermartete mein Gehirn mit allen möglichen Gedanken, wie diesem Feuertode zu enttrinnen sei. Einen Graben um uns herum ziehen oder das Gras abschneiden, das wäre die einzige Rettung, aber woher die Werkzeuge nehmen? Es standen uns nur zwei Taschenmesser zu Gebote und mit diesen das starke Gras zu durchschneiden, mußten wir bald als nutzlos ausgehen. Es bot sich somit uns kein anderer Ausweg, als durch den Feuerring hindurchzureiten.

Als ein starker Windstoß das Feuer rings um uns aufwirbelte, schwang ich mich rasch entschlossen auf mein Pferd, ein Sporenhieb machte es hoch aufbäumen und indem ich meinem Begleiter zurief, mir zu folgen, stürmte ich vorwärts. Entweder waren wir gerettet oder dem Tode verfallen.

Gierig leckten die Flammen an dem Pferde empor. Plötzlich sah ich zu meiner Rechten einen Reiter durch das Feuer galoppiren. Es war mein Begleiter, der mir blindlings gefolgt war. Mein Pferd schlug die gleiche Richtung ein. Hoch schlugen die Flammen über uns empor und verlengten Kleidung und Haare, und während wir immer bemüht waren, die glimmenden Theile unserer Kleidung zu ersticken, flogen die beiden Pferde von Furcht und Entsetzen ergriffen, dahin, völlig zügellos. Es war ein Ritt auf Leben und Tod.

Da trat ein für uns glücklicher Moment ein. Der Wind sprang plötzlich um und trieb die Flammen hinter uns zurück. Wir waren gerettet! Unaufhaltsam ließen die Pferde bis hinab zum Flusse, dessen kühlende Plutchen uns und den Thieren Erquickung brachten.

Als wir dann am jenseitigen Ufer zur Erholung ausgestreckt im Grase lagen, das schaurige und doch schöne Schauspiel des Grasbrandes vor unsern Augen, und ich mir die Szene noch einmal vergegenwärtigte, da wurde mir klar, wie thöricht ich gehandelt hatte, als ich die beiden schwarzen Kerle ihren Weg verfolgen ließ. Sie hatten offenbar, als sie am Fuße des Hügels angelangt waren, das Gras angezündet, wie es in Südafrika überall üblich ist, da man es infolge seines oft rohrartigen Zustandes nicht mähen kann. Die Asche dient dem Boden, auf dem nach ganz kurzer Zeit bereits frisches Grün hervorsproßt, als Düngemittel. Bei dem starken Winde,

der aufsprang, war das Feuer mit rasender Schnelligkeit vorwärts geschritten; die beiden Schwarzen aber glaubten, uns so lebendig verbrennen zu können.

Wir gönnten uns nur eine kurze Rast, dann ging es dem nicht mehr fernem Hauptquartier zu, wo wir zum Offizierszelt geführt wurden. Der dienstthuende Lieutenants erschien auch bald mit einem Licht in der Hand in der Zeltöffnung, sprang jedoch erstaunt zurück, nachdem er uns gemüthert und griff nach einem Spiegel, den er mir vorhielt.

Das Erstaunen des Offiziers war in der That gerechtfertigt, denn wie sah ich aus! Haupt- und Barthaar, sowie die Augenbrauen waren zum größten Theil abgeseigt, und von dem ehemals breitkrämpigen Hut war nur noch der obere Theil vorhanden. Die übrige Kleidung war gänzlich verjengt. Die umherfliegende Asche im Verein mit dem Schweiß und dem Wasser des Flusses hatte auf meinem Gesicht die wunderbarsten Schattirungen hervorgerufen. Mein Begleiter sah nicht minder entsetzt aus. Unsere armen Thiere aber hatten am meisten gelitten. Die dichten Haare waren verschwunden und von den Mähnen nur noch traurige Ueberreste vorhanden.

Nach erstatteter Meldung wurde uns die erkohnte Ruhe zu Theil. Am nächsten Morgen verfolgten wir die Spuren unserer nächstlichen Begleiter, mußten indeß, da diese offenbar ganze Strecken im Flußbette entlang geritten waren, die Verfolgung schließlich aufgeben. Der Schurkenstreich blieb ungerächt. Aus Dankbarkeit kaufte ich mir später das Pferd, dem ich meine ganze Sorgfalt widmete und das mir noch manchen treuen Dienst geleistet hat.

Allerlei.

Der „Staatsgefangene“ des Weißen Hauses. Der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten Nordamerikas, W. Harrison, hat vor Kurzem ein merkwürdiges Buch erscheinen lassen; er schildert darin das Dasein eines Präsidenten der amerikanischen Republik, die Anforderungen, die dieses Amt stellt, und weicht mit groteskem Humor dem Leser die Uebersetzung beizubringen, daß es nichts Unbequemeres und Aergeres geben könne, denn als Chef des Staates im Weißen Hause zu Washington zu sitzen. Man höre, wie er die Tagesordnung des Präsidenten schildert: „Es giebt in ganz Nordamerika nur einen Staatsgefangenen — und dies ist der Präsident der Republik. Wenn ein Fabrikarbeiter seine Arbeit beendet hat, dann legt er den Schutz ab, wäscht sich die Hände und geht ruhig nach Hause. Am nächsten Morgen hat er dann, wenn er sich wieder ans Werk begiebt, das Recht, ein wenig frische, vom Kohlenstaub der Rauchfänge reine Luft zu athmen. Der erste Beamte der Republik aber ist der einzige Bürger, der dieses bescheidene Vergnügen nicht genießen kann, denn sein Arbeitsgemach ist von seinen Privatgemächern nur durch eine Thür getrennt, deren Schloß sich niemals schließt. Kaum ist es notwendig, hinzuaufrufen, daß dieser Unbedruckte „Privatgemächer“ nur eine bittere Ironie ist und daß der Präsident selbst in diesen nicht geküßt ist gegen die fortwährenden Einbrüche andringlicher Leute. Jeden Morgen, und zwar schon zeitig am Morgen, verläßt der Gefangene des „Weißen Hauses“ sein Schlafzimmer, nur, um sich an seinen Schreibtisch zu setzen, den die Königin Viktori; dem Präsidenten Buchanan geschenkt hat. Aber so zeitig auch der Präsident aufstehen mag, er hat doch nicht Zeit, alle seine Briefschaften durchzusehen. Nicht weniger als acht-hundert Briefe empfängt er im Durchschnitt jeden Tag. Einige sind belanglos, andere enthalten grobe Beschimpfungen, etliche sogar Drohungen mit dem Tode. Ein Sekretär ordnet und sichtet diese Masse von Briefschaften und legt weg, was die Geistesruhe des Staatsoberhauptes irgendwie trüben könnte. Ursprünglich — auch ein Zeichen, wie sich Alles verändert hat — war dieses Amt des Sekretärs unbezahlt und irgend ein Mitglied der präsidentialen Familie versah es; jetzt ist für den Privatsekretär des Präsidenten wenigstens schon ein ansehnlicher Posten im Budget eingesezt. Bevor aber der Präsident Ruhe gehabt hat, den Weisheitsbüchlein seiner Mitarbeiter die notwendigen Antworten auf wichtige Briefe zu diktiert, ist sein Kabinett schon von allerlei Leuten überdewemmt. Die Amerikaner sind der Ansicht, daß jeder öffentliche Beamte bis hinauf zum Präsidenten Gemeingut des Publikums sei, und irgend ein kleiner Angestellter eines europäischen Ministeriums ist schwerer zu sprechen als der Präsident der Vereinigten Staaten. Die häufigsten sind die Senatoren und Abgeordneten. Ihnen ist der Präsident einfach ein Kollege in politisch, und sie machen sich keine Gewissensbisse daraus, zu jeder beliebigen Zeit die Arbeit des Staatsoberhauptes zu unterbrechen. Diese Leute, die bescheiden nur eine Unterredung von fünf Minuten begehren, sind die Geißel des Präsidenten; wenn er selbst etwa eine Botschaft an die Kammer redigieren will, muß er die Nacht dazu nehmen und das Bureau in seinem Schlafzimmer aufstellen. Dann kommen die Bittsteller, Politiker, die, um leben zu können, ein Amt wünschen, sind die häufigsten, nächst ihnen sind es Gattinnen, Eltern und Verwandte von Verbrechen, die für ihre zu Tode ver-

urtheilen Angehörigen um Gnade bitten. Ein schreckliches Amt, diesem Flehen widerstehen, thranenüberströmten und auf den knieen rutschenden Leuten ein Nein sagen zu müssen. Doch der Schrecken für den Präsidenten sind damit noch nicht genug. In seinem Arbeitskabinett wird der Staatsoberhaupt täglich von Bürgern überfallen, die ihn sehen, ihm die Hand drücken wollen; er muß das aushalten, sonst geht seine Volksbühnlichkeit in die Brüche. Harrison hat ausgerechnet, daß er in den ersten drei Wochen seiner Präsidentschaft 50000 Händedrucke austheilen mußte. „Sit man,“ sagt er, „nicht ein Meister in dieser Art Leibesübungen, dann empfindet man nach kurzer Zeit thatsächlich eine Lähmung der Hand und des Armes.“ So ist — mit dieser Schlussfolgerung schließt das Buch — die Präsidentschaft ein Amt, das an die Körperkraft des armen Gefangenen vom „Weißen Hause“ fast unerfüllbare Anforderungen stellt; einen Mann, der älter als 60 Jahre ist, an die Spitze der amerikanischen Republik zu stellen — kommt einem Todesurtheile gleich.

Ein Akt seltener Hochherzigkeit hat sich, ganz im Gegensatz zu dem unruhlichen Verhalten des Schiffsmannschaft und der Passagiere beim Untergang der „Bourgoigne“, am 25. Februar 1852 ungefähr tausend Meilen vom Kap der guten Hoffnung entfernt abgepielt. In der genannten Gegend lief die englische Fregatte „Virenhead“ auf einen Felsen auf. In gewaltigem Anpralle drang das Wasser in das Schiff; eine Rettung aller Personen schien aussichtslos, und die Pumpen genügten nicht, um des einströmenden Wassers Herr zu werden. An Bord befand sich ein englisches Regiment Infanterie, welches am Kap der guten Hoffnung seine neue Garnison beziehen wollte. Wenn man alle Boote benutzte, so konnten doch nur die auf dem Schiffe sich befindenden Frauen und Kinder ans Land gebracht werden. Während man nun die Frauen und Kinder in die Boote einschiffte, ließ der Oberst sein Regiment bataillonsweise in Reih und Glied mit Gewehr bei Fuß in vollem Treffen auf dem Deck antreten. Er selbst stellte sich an die Spitze seiner Soldaten, während das Schiff langsam in das nasse Grab sank. Es bot ein Schauspiel von seltener Seelengröße und Kühnheit dar, wie all diese kräftigen, jungen und bewaffneten Mannschaften ruhig dem Tode ins Auge sahen und keiner von ihnen daran dachte, den Frauen und Kindern ihre Plätze auf den Rettungsbooten streitig zu machen. Ohne einen Schrei des Entsetzens, ohne ein Murren des Ungehorsams verschlang sie, die Wärter des Gehorsams und der Menschenliebe, alle die Tiefe.

Kulissenwitz. Herr Direktor Waldmüller aus Zell am See plaudert in einer Buchschrift an das „Neue Wiener Journal“ über Redensarten, wie sie vornehmlich an süddeutschen Theatern im Schwange sind. Er schreibt: Vor Allem erwähne ich das wohl allgemein bekannte „Kulissenreißen“ (bei einem Abgang auf Applaus hinarbeiten), das aber nicht verhindert, daß die Rolle doch „ungebracht“ wird, so daß die Kollegen noch in einiger Zeit lagen: Der Don Carlos (oder Franz Moor oder dergleichen), „liegt noch dort“. Wenn ein Schauspieler eine Rolle vergriff oder mit derelben nicht „wirkt“, so „verhaut“ er dieselbe und thut schließlich dem Direktor das Publikum „hinauspielen“. So ein Komödienthatergelelle“ oder „dramatischer Lehrjunge“ wird, wenn er der deutschen Aussprache nicht mächtig ist — was wohl manchmal vorkommt — ein „Künstler mit i“ genannt, während ein anderer „Spiellist“ genannt wird, der seine Rollen mit Feuer „verpufft“ oder „hinlegt“. Einem solchen ist es auch möglich, seinen „Konkurrenzschüler“ (ein anderer Schauspieler in demselben Fache) durch allerlei „Näzchen“ und „Nüancen“ „hinunterzuspielen“, das heißt zu verdrängen. Wenn ein Schauspieler von einem Fach in ein anderes langsam übergeht, so nennt man das „hinüberspielen“, während, wenn er eine Rolle schnell übernimmt, er „einpringt“. Die Offenbachischen Operetten oder anderen Tricostücke werden „Fritschkomödien“ genannt, die Ensemblestellen oder Finales, wobei sämtliche Tricosts auf der Bühne versammelt sind, heißen „Fleischmarkt“, und wenn ein Gesangsstück „auf sehr schwachen Füßen steht“, das heißt schwach einstudirt ist, so tröstet man sich damit, daß zum Schluß beim „Schwibbogen“ (wie die Korona oder Fermate — scherzweise genannt wird) Alles zusammenkommt! Ueber dem Gange senkt sich dann der „Fammerregen“, der Theatervorhang, und der „Schauertraum“ leert sich, wenn er nicht schon vorher „schauerlich“ leer war, allmählich vom Publikum.

Vom Büchertisch.

— An die Wiege der Rübenzucker-Industrie, der Quelle des Wohlstandes vieler Gegenden unseres Vaterlandes, führt uns die jetzt zur Ausgabe gelangte 9. Lieferung des neuen Prachtwerkes „Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild“, Politische und Kulturgeschichte von Hans Kraemer (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin, 60 Lieferungen à 60 Bg.). Diese Lieferung bringt den Abschluß des sicherlich auch jeden Raies fesselnden Abschnittes „Chemie“ und in dem folgenden Kapitel „Bhghff“ eine ausgezeichnete Darstellung der Entdeckung der für unser ganzes modernes Leben so bedeutungsvoll gewordenen, Verdrüßungs-elektrizität, sowie der ersten wissenschaftlichen Luftschifffahrten. Die Illustrationen — durchweg nach Originalen aus dem Anfang des Jahrhunderts — werden selbst den Fachmännern manches ihnen bisher Unbekannte vor Augen führen, Jedermann aber ohne Zweifel von Anfang bis zu Ende in hohem Grade fesseln.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Zbiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.